

Josephine Zehnder-Stadlin : Lebensbild einer schweizerischen Erzieherin : Vortrag, gehalten im Lehrerinnenverein, Sektion Zürich [Teil 3]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **3 (1898-1899)**

Heft 8: **Pädagogischer Fragekasten**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. —, halbjährlich Fr. 1. —. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Michel & Buehler in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frl. E. Rott, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees:

Frau Zurlinden, Bern; Frl. Blattner, Aarau; Frl. M. Gundrum, Basel; Frl. E. Haberstick, Bern.

Frl. Mathilde Alther, Lehrerin in St. Gallen.

Inhalt von Nummer 8: Josephine Zehnder-Stadlin (Schluss). — Pädagogischer Fragekasten. — Haus und Schule. — Abstinenten-Ecke. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch — Briefkasten.

Josephine Zehnder-Stadlin.

Lebensbild einer schweizerischen Erzieherin.

Vortrag, gehalten im Lehrerinnenverein, Sektion Zürich, von E. Benz, Lehrerin.

(Schluss.)

Der Zusammenbruch des Seminars und der Musterschule war für Frl. Stadlin ein schwerer Schlag. Mit ihrer vollen körperlichen und geistigen Kraft, mit ihrer ganzen Persönlichkeit hatte sie der Anstalt gelebt; um so mehr musste es sie schmerzen, dass es ihr die Umstände nicht gestatten wollten, ihr Ideal der Lehrerinnenbildung sowie der ersten Schulerziehung praktisch zu verwirklichen. Das Unternehmen war gescheitert an der Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit derjenigen Kreise, von denen sie moralische und finanzielle Unterstützung erhofft hatte. Josephine war eben mit ihren Ideen ihrer Zeit um Jahrzehnte voraus geeilt. Zum erstenmal beschäftigte sich die zürcherische Schulsynode im Jahr 1875 in ihrem Haupttraktandum mit der Frage: „Ueber die Beteiligung des weiblichen Geschlechtes am öffentlichen Unterricht und Einführung von Lehrerinnen im Kanton Zürich“, und ebenso wurde erst 1875 in der Stadt Zürich den Forderungen besserer Bildung des weiblichen Geschlechtes durch Gründung der Höheren Töchterschule Rechnung getragen. So stand also Frl. Stadlin mit ihren pädagogischen Ideen in den Fünfzigerjahren so ziemlich vereinsamt. Es blieb einer spätern Zeit vorbehalten, das Gute und Lebenskräftige derselben zu verwirklichen. Nicht nur die sog. Frauenfrage, die ja unlöslich verbunden ist mit der Bildungsfrage, sondern auch der Gedanke einer wirklichen Elementarbildung unserer Kleinen beschäftigt heute die Geister und ringt nach äusserer Gestaltung. Als Trägerin solcher Ideen masst sich Frl. Stadlin doch nie an, das Richtige einzig aus sich selbst gefunden zu haben.

Sie selber bekennt ehrlich in ihrer Schrift „Musterschule“, worin sie sich über die Idee der Elementarbildung ausspricht: „Wenn ich sage: „meine Idee“, so meine ich doch nicht, dass *ich* damit der Welt etwas gäbe und dass sie neu sei. Was daran wahr ist, haben im einzelnen oder in andern Verbindungen schon Tausende empfunden und gesagt. Vorzüglich viel davon verdanke ich meinen Lehrern und Freunden, den bekannten Pädagogen Beneke und Diesterweg in Berlin, Dressler in Bautzen, Mager in Eisenach, Sause in Guben, Seinecke in Hannover u. a. m. Inwieweit ich sie verstanden habe, überlasse ich ihrem Urteile; voll Lernbegierde und Dank höre ich immer gespannt auf ihre Worte.“

Wenn an der Ungunst der Verhältnisse ihre Schöpfung zu Grunde gegangen war, so durfte sich Frl. Stadlin, im Innersten überzeugt von der Berechtigung und Lebensfähigkeit ihrer Ideen, damit trösten, dass das Wahre daran sich einst schon zu seiner Zeit Bahn brechen werde und müsse. Aber wie viel Bitterkeit enthält dieses kleine Wörtchen „einst“, wie viel kraftvolles Streben wird durch die Vertröstung auf die bessere Zukunft gelähmt, in Fesseln geschlagen!

Und der Lohn der Welt blieb auch nicht aus. Manche von denjenigen, welche keinen innern Anteil, wohl aber Aergernis genommen hatten an den „neumodigen“ Ideen, mochten den Zusammenbruch der Anstalt gleichsam als eine Art Genugthuung angenehm empfinden. „Ja, ja, so geht's mit diesem ewigen Experimentieren,“ kalkulierte diese und jene Frau Gevatterin. „Nur immer hübsch beim Alten bleiben, das ist zähe und hält am längsten.“

Der Misserfolg, den Frl. Stadlin erlitten, warf seinen Schatten auch auf ihre übrige Thätigkeit. Nachdem Seminar und Musterschule geschlossen worden, hatte sie Mühe, dem irrigen Gerüchte entgegenzutreten, als ob das Stadlinsche Institut überhaupt eingehen werde. Obwohl sie das Töchterinstitut, in welchem stets einige der internen Schülerinnen unentgeltlich aufgenommen worden waren, mit gewohnter Thatkraft und Umsicht weiter führte, machte sich doch nach und nach eine Verminderung der Frequenz bemerkbar. Die Anstalt hatte von jeher viel Schulbesuch erhalten, namentlich von Katholiken, und es ist ja begreiflich, dass nicht allen Besuchern, vor allem nicht den Geistlichen aus der katholischen Schweiz, die sehr häufig im Institute sich einfanden, der konfessionslose Religionsunterricht, wenn er auch noch so sehr Gemüt und Wille anregte, behagen konnte. Die Folge war, dass manche katholische Familie ihre heranwachsenden Töchter doch lieber solchen Anstalten anvertraute, wo der konfessionelle Standpunkt entschieden betont wurde. Der Ausfall an katholischen Zöglingen wurde aber nicht genügend durch den Eintritt reformierter Töchter gedeckt, indem Erwägungen, die man unsehwer erraten kann, auch reformierte Familien veranlassten, gegenüber der von einer Katholikin geleiteten Anstalt eine ablehnende Stellung einzunehmen. So konnte in einer Zeit, wo die Gluten des konfessionellen Haders den Sonderbundskrieg entfacht hatten, in einer Zeit, wo alles Partei war, eine Anstalt, welche den Grundsätzen edler Toleranz huldigte, nicht diejenige Anerkennung und das Wohlwollen mehr finden, das zu ihrem Gedeihen unerlässlich war. Josephine sah sich in diesen unruhigen Zeitläufen einer stillen Opposition und Mächten gegenüber, gegen welche alles Ankämpfen nutzlos war.

So kam Frl. Stadlin 1853 zu dem Entschluss, die Anstalt lieber ganz zu schliessen, um so mehr, da sie hoffen konnte, dadurch Musse zu gewinnen, ihre reichen pädagogischen Studien und Erfahrungen litterarisch zu verwerten, was

ihr in ihrer angestrengten Berufsthätigkeit bis jetzt nicht in dem gewünschten Masse möglich gewesen war. Zudem waren die vielen Schwierigkeiten, mit denen sie in letzter Zeit zu kämpfen gehabt hatte, nicht ohne Rückwirkung auf ihre Gesundheit geblieben. Es war Zeit für sie, einmal „auszuspannen“ und die Kräfte mehr zu schonen. Daher zog sie sich mit ihrer hochbetagten Mutter in die Stille des Privatlebens zurück, nachdem sie das Haus zum Sonnenbühl vortheilhaft hatte verkaufen können, so dass ökonomische Sorgen ihr in Zukunft erspart blieben. Immerhin schloss damit die erzieherische Praxis nicht ganz ab. Auch jetzt noch lebten in ihrer Familie einige Töchter, die ihrer Fürsorge anvertraut worden waren.

So reiften nun in der Stille die litterarischen Früchte ihrer reichen Erfahrung. Noch im Jahr 1853 erschien die Schrift „Morgengedanken einer Frau“, welche eine so freundliche Aufnahme fand, dass schon im nächsten Jahre eine neue Auflage nötig wurde. Dann folgte 1856 „Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt“ und 1863 „Pädagogische Beiträge“. Diese Schriften, die leider gegenwärtig im Buchhandel vergriffen sind, sind so reich an tiefen Gedanken, dass Mütter und Erzieherinnen daraus mannigfache Anregung für ihr Wirken schöpfen können. In schlichter und doch edler Sprache wird alles das, was geeignet ist, die Frau für die Erziehung tüchtiger zu machen, ihr zu ermöglichen, mit einfachen Mitteln das Beste zu erreichen, dargelegt, oft unter Herbeiziehung von Beispielen aus dem täglichen Leben, die uns in ihrer Einfachheit und Wahrheit zuweilen wie kleine Genrebilder anmuten. Mit Ernst geht sie mit der Halbheit und Oberflächlichkeit, zu der die Mädchen da und dort erzogen werden, ins Gericht. In dem Aufsätze „Bestimmung und Bildung der Frau“ legt sie auch ihre Ansichten und Erfahrungen über Lehrerinnenbildung nieder. In einem andern Aufsätze „Die weibliche Krankenpflege“ zeigt sie in ungemein anschaulicher und ansprechender Weise, wie schon bei der Erziehung der kleinen Mädchen die Bildung zur Krankenpflege, welche sie als einen organischen Teil der weiblichen Gesamtbildung betrachtet, als Ziel im Auge behalten werden soll, indem schon in der Jugend die natürlichen Bedingungen hierfür: Aufmerksamkeit, Wohlwollen für das Nächste und die Nächsten und namentlich für Leidende, gehegt und gepflegt werden. „Keine wissenschaftliche, keine „höhere“ Bildung wird ein Mädchen zu jener Pflege befähigen, das nicht das Bedürfnis und die Gewohnheit hat, seine Umgebung wohlwollend zu beachten und für ihr Wohl sich zu bemühen. Mädchen, die ihre Mitmenschen bloss selbstischer Absichten wegen beachten, um dessentwillen, was sie haben und „anhaben“; Mädchen, deren Aufmerksamkeit sich dem Klatsch zuwendet, dem Kleinen und Gemeinen; Mädchen, deren Streben darauf geht, kokett zu gefallen, nach Laune unartig, gegen Untergeordnete grob und rücksichtslos zu sein, — solche Mädchen werden wohl nie das Beseligende der echten Krankenpflege weder empfinden noch andere empfinden lassen.“

Ich kann es mir nicht versagen, auch aus ihren Betrachtungen über die Seligpreisungen einige ihrer schönen Gedanken hier anzuführen. Nachdem sie an den Spruch „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie werden getröstet werden“ eine mehr allgemein gehaltene Betrachtung geknüpft hat, geht sie über zu der pädagogischen Verwendung, indem sie fragt: „Und nun die Erziehung, wie führt sie zu diesem Tragen des Leids und zu seinem seligen Troste?“ und sich u. a. folgendermassen ausspricht:

„Der Vater ist wenig um die Kinder, aber in den Momenten, wo sie ihn sehen, atmet er leicht, als ob kein Leid ihn drücke; mit der Mutter, mit den Kindern ist er herzlich; aus seinen Worten oder aus seinen Mienen erfahren

die Kinder nicht, dass die Zeiten trüb sind, die Geschäfte schlecht gehen; auch nicht, dass er sich da und dort etwas versagen, Lieblingsneigungen beschränken muss; dass seine Arbeiten länger dauern, schwieriger und undankbarer werden; auch merken sie nicht, wieviel Angriffe, Kränkungen, wieviel Verdruss er zu tragen hat, — ihnen, den Kindern, erscheint nur der gute Vater, heiter und ernst, je nachdem es die Kinder gerade bedürfen; — kann er so nicht erscheinen, so sehen ihn die Kinder nicht. Dieser Vater wäre für die Kinder ein Vorbild des Tragens. Von der Mutter hören sie, wie streng der Vater arbeitet, wie er dies und jenes zu leiden hat. Sagt dann etwa das Bubli: „Nein, Mutter, der Vater hat ja gar nicht Kopfwch, er schreibt auf dem Comptoir, oder: er arbeitet in der Werkstatt“ u. s. w. — so antwortet die Mutter: „Meinst du denn, der gute Vater lasse es merken, wenn ihm etwas wehe thut? — nein, er trägt's!“

„Die treue Mutter hat dem Bubli vom Vater gesagt, was sie selber auch thut. Wenn ihr etwas weh thut, sie lässt es nicht merken; *sie trägt's*. Aber wenn die Mutter alles heiter trägt, so ist es ungleich mehr, als wenn der Vater es thut; denn sie kann nicht erscheinen, bloss wenn sie will, und nur für kurze Zeit; die treue Mutter ist ja immer da und hat mit ihrem Manne zu tragen, was er selber, und dazu noch manche Sorge des Hauses mehr als er, und die Kinder hat sie in jeder Beziehung zu tragen und dieses alles mit einer Gesundheit, mit Nerven, die oft das quälendste und ein vom Manne immer unbegriffenes Leiden sind.“

„Und doch, ich weiss kein anderes Mittel: wenn die Kinder das Leid tragen lernen müssen, wie Christus es will, so muss die *Mutter es tragen*. Die Mutter darf nicht zagen, nicht klagen, darf nicht seufzen, nicht oft weinen, darf nicht den Kopf hängen, nicht stumm und gedrückt dasitzen. Aus ihrem Gemütsleben taucht das ihrer Kinder auf und behält so leicht ihre Stimmung, und so schwer würde der früh getrübe, beengte Strom sich klären und kräftigen.“

„Und wenn die Mutter das einsieht und so gern alles tragen möchte, sich und andere Leute, Haus- und Kindersorgen, — und vermag's oft nicht mehr — ist es dann nicht ihre Pflicht, neue Kraft zu suchen? Man trägt nur mit der vorhandenen Kraft, und diese heitere frische Kraft, welche das Kind schauen soll, muss aus Arbeit und Erquickung immer aufs Neue geschöpft werden.“

„Nicht die unruhige Hast der Beschäftigung, aber die stete und unverbrüchliche und ausnahmslose Besorgung dessen, was uns obliegt, also die sich gleichbleibende *Ausdauer* und Treue der Arbeit giebt frohe Kraft.“

„Und nicht Vergnügen an sich, aber ein Vergnügen *nach* solcher Pflichterfüllung, das man so recht aus ganzem Gemüte geniessen darf, gibt frische Kraft.“ . . .

„An das Beispiel schliesst von selber die Uebung sich an. Das Kind merkt bald, dass die Mutter auch dann heiter und gleichgestimmt ist, wenn nicht alles so geht, wie sie es haben möchte. Als die Schneiderin ihr den neuen Rock nicht brachte, zog sie den alten an und war wie sonst. Als die Magd krank war, kochte die Mutter und war wie sonst. Wenn nun des Kindes Röckli auch nicht kommt, wird es dann eine Geschichte machen können? Oder wenn es Kopfwch oder ein anderes Weh hat, was wird nötig sein? Nichts als Geduld und Ueberschläge — und sonst bleibt alles im Alten.“

In solch schlichter Weise sucht sie die Erzieher für ihren schönen, aber schweren Beruf zu erwärmen und stark zu machen. Sie wählt absichtlich diese

Einfachheit des Ausdruckes, weil sie das Buch „Erziehung i. L. d. B.“ vor allem auch Müttern ohne sogenannte „höhere Bildung“ widmet. „Man wirft mir zwar vor,“ sagt sie im Vorwort des genannten Buches, „meine Schreibweise sei für solche Frauen nicht verständlich. Diese Mängel sind mir wohl bekannt, und ich bestrebe mich immer, sie zu überwinden.“

Es sei noch jene Stelle angeführt, in welcher sie auf die Bedeutung des kindlichen Thätigkeits- und Gestaltungstriebes oder, wie sie es nennt, der ästhetischen Interessen des Kindes, aufmerksam macht.

Auf einem Spaziergang sah sie folgendes: „Ein etwa vierjähriges Bublik sass auf der Strasse bei Sand und Steinen und meinte in grossem Eifer mit einem Holzspan, der ihm als Hammer diente, die Strasse zu pflastern, wie sein Vater that, der neben ihm arbeitete. Ein noch jüngeres Kind sass daneben an der Strassenrinne, durch die ein dünner Faden Wasser floss; es arbeitete mit den Händchen darin, als ob es das Wasser wegwischen wollte. Vor der Stadt legte ein Mann Baumreiser in Bündel zusammen; zwei Kinder, von denen das eine kaum gehen konnte, schleppten sich auch mit diesem Holz, dass ihnen der helle Schweiss auf der Stirne stand. Nicht weit davon spannte ein Mädchen das Kleidchen seiner Puppe, das es soeben gewaschen hatte, um einen Pfahl. Neben ihm bückte sich ein Bübchen über einen Käfer, dessen Bewegungen es mit forschenden Blicken umspann. Nachher begegnete ich vier kleinen Mädchen; einem davon, welches die andern mit unsäglichem Respekt begleiteten, hing den Rücken hinunter ein um den Hals geknüpfter schmutziger Lappen, der ehemals ein Schürzchen oder ein Halstuch gewesen sein mochte. Ich sah wohl, dass der Lappen und das Kind nun etwas Besonderes seien. „Wer kommt auch da?“ fragte ich ebenso respektvoll, wie die Kinder sie begleiteten. „Das ist eine Madame!“ sagten sie ernst. — Nahe bei meiner Wohnung stand noch ein Knabe, der mit einem Hölzchen den Gartenhag so bestrich, als ob er ihn bemale.“

„Das sah ich heute. Dergleichen und noch mehr sieht täglich und allenthalben, wer die Kinder unbemerkt beobachtet.“

„Und sie sind, gottlob! in diesen ihren ästhetischen Interessen nicht leicht zu stören. Mit einer Andacht, die von der übrigen Welt wenig merkt und am wenigsten von sich selber, wühlen sie in Sand und Wasser, suchen und sammeln sie Steine und Pflanzen etc., belauschen und fangen sie allerlei Getier und versuchen sich in allerlei Nachahmungen.“

„Und, um der ersten Bedingung aller Seligkeit willen, *stört* das nicht! Verschafft ihm Gelegenheit, lasst ihm Zeit dazu! *Beschränkt* nicht, o *stört* nicht seine ästhetischen Interessen und Bemühungen!

„Aber die gewöhnlichen Agenten der Erziehung sind wie taub und blind für die Stimme und die Winke der Natur, welche die Vorsehung doch so deutlich durch die Kinder äussert. Wenn ein Kind mit Wasser und Sand die goldenen Schlösser seiner Phantasie erbaut, so wird es mit Schelten gestört und durch das oder wegen dem „wüeste“ Händchen und Kleidchen von seinen ästhetischen Interessen weg in die gemachten der Gesellschaft gerissen.“

„Nimmt das Kind eine Spinne, eine Blindschleiche, einen Wurm etc. in die Hand, so kriegt es einen Schlag auf diese „wüeste“ Hand oder man zeigt ihm sonst Abscheu vor so „garstigen“ Dingen. Und doch sind diese garstigen Dinge dem Kinde von tieferm ästhetischen Gehalt als seiner feinen Wärterin schöne Bänder u. dgl.“

„Von sich selbst so ganz frei, so ganz rein vertieft sich das Kind in diese ästhetischen Anschauungen und Bethätigungen.“

Nicht alle Schriften von Frl. Stadlin lassen sich so leicht lesen wie die angeführten. Eine Reihe von Abhandlungen stellen ganz bedeutende Anforderungen an die Denkarbeit der Leserin, aber „das Verständniß der Erziehung ist an ein mühsam durchdringendes Forschen gebunden, und alles, was ein Buch für die Erziehung Gedeihliches leisten kann, besteht hauptsächlich darin, die Lesenden zu veranlassen, dass sie selber forschen. Und wenn dadurch nicht bloss der Sinn eines Buches deutlich, sondern auch die darin ausgesprochenen Ansichten uns lieb geworden sind, dann gilt es erst, ihre Winke und Ratschläge in der praktischen Erziehung anzuwenden in Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse. Alle wahre Förderung und Befriedigung ist an die eigene mühevollen Thätigkeit gebunden und auf unser Suchen und unsre treue Ausdauer kommt es an, was vom Ganzen, was vom Höchsten wir wahrhaft erreichen und geniessen.“

Im Winter 1855 und 1856 hielt Frl. Stadlin, nachdem sie von vielen Seiten hiezu aufgefordert worden war, in Zürich und Winterthur öffentliche Vorträge über Erziehung. Dieselben erregten lebhaftes Interesse und hinterliessen einen so tiefen Eindruck, dass auch späterhin oft das Ansuchen an sie gestellt wurde, wieder öffentlich über Erziehung zu reden.

Es wurde nach und nach einsam um Josephine; 1855 starb ihr die Mutter. Der Tod derselben, die so viele Jahre mit ihr Freud und Leid ihres reichen Lebens geteilt hatte, ging ihr tief zu Herzen. Aber am frischen Grabeshügel mochte das Bewusstsein ihr Linderung gewähren, dass sie ihre kindlichen Pflichten stets treu erfüllt und auch ihren Geschwistern zu allen Zeiten eine feste Stütze gewesen. Mit grosser Umsicht hatte sie für die Ausbildung derselben gesorgt und ihr Möglichstes gethan, um ihnen zu Lebensstellungen zu verhelfen. Einen guten Teil ihres Einkommens hat sie stets in solcher Weise verwendet. Zur Blütezeit des Institutes verfügte Frl. Stadlin über bedeutende Einnahmen, aber dieser Segen fand durch manchen Kanal wieder den Weg zu unmittelbarer Verwendung.

Zu ihrer körperlichen und geistigen Erfrischung, deren sie nach den schweren Erfahrungen der letzten Jahre so dringend bedurfte, unternahm sie 1856 eine Reise nach Italien. Der Aufenthalt in dem herrlichen Land, das schon so vielen Seelenfrieden und Lebensfreude neu geschenkt hat, brachte auch Josephine in jeder Beziehung reichen Gewinn. Ueberdies ward ihr das Glück zu teil, in Rom und Neapel, wo sie sich am längsten aufhielt, liebe Bekannte aus der Schweiz zu treffen, welche, wohl vertraut mit den Kunstschatzen und der Natur Italiens, ihr das Verständniß derselben erleichterten. Wie gerne frischte sie später die Erinnerung an diese schöne Zeit auf, indem sie im Kreise ihrer Lieben die Zeichnungen und das Herbarium südlicher Pflanzen durchblätterte, die sie von ihrer Reise heimgebracht hatte.

Im Mai 1858 vermählte sich Frl. Stadlin mit Dr. med. Ulrich Zehnder, der ein Jahr vorher seine erste Gattin durch den Tod verloren hatte. Bürgermeister Zehnder, der Präsident des Regierungsrates des Kantons Zürich, einer der bedeutendsten zürcherischen Politiker dieses Jahrhunderts hat sich um das Armen-, Medizinal- und Sanitätswesen des Kantons Zürich grosse Verdienste erworben und überdies bei Gründung von Armen- und Rettungsanstalten sich in hervorragender Weise beteiligt. Dass Josephine, die es ihr Leben lang mit der Erfüllung ihrer Pflichten so ernst genommen, nun auch eine sorgliche, umsichtige und sparsame Hausfrau war, muss hier eigentlich gar nicht besonders erwähnt werden. Noch 17 Jahre lang war es ihr vergönnt, ihrem Gatten durch

ihre Liebe und innige geistige Anteilnahme an seinen Werken den Lebensabend zu verschönern.

Es ist bezeichnend für die unermüdliche Arbeitskraft und Ausdauer von Frau Zehnder, dass sie in einem Alter, wo andere sich gerne zur Ruhe setzen, den Plan zu einem umfassenden Werke über Pestalozzi fasste und dann auch durchführte. „Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwicklung“, heisst das Werk, das in 7 umfangreichen Bänden in elfjähriger rastloser Arbeit geschaffen wurde. In dem ersten Band, der nach Prof. O. Hunzikers Urteil „sehr schätzbare Materialien für die zürcherische und schweizerische Kulturgeschichte im 18. Jahrhundert, sowie eine Anzahl bisher ungedruckter Manuskripte Pestalozzis aus den Neunzigerjahren enthält,“ stellt sie Pestalozzi dar auf dem Hintergrund des socialen Lebens und Strebens seiner Zeit, als „unfreiwilligen Erben seiner Vorfahren, ihrer geistigen Anschauungen, Wertschätzungen und Gewohnheiten“. Mit unermüdlichem Fleisse hatte Frau Zehnder zu diesem Zwecke Schriften und Manuskripte gesammelt, die von Pestalozzi stammten oder mit ihm in irgend einer Beziehung standen. Ihr ist es zu danken, dass manches wertvolle Manuskript der Nachwelt erhalten geblieben ist. Was für eine ausserordentliche Geduld und Hingebung gehörte dazu, diese zahlreichen, oft fast unleserlichen Manuskripte zu entziffern, abzuschreiben und zu ordnen. Von den sieben fertig gestellten Bänden ist leider nur der erste im Drucke erschienen (Gotha, Thiene- mann, 1875), da Frau Zehnder-Stadlin während der Drucklegung desselben starb und ihr hochbetagter Gatte sie nur um zwei Jahre überlebte. Die Manuskripte der übrigen Bände wurden von den Erben in die Hände von Heinrich Morf gelegt, des Pestalozziforschers von Gottes Gnaden, der manches daraus für seine eigenen weitergehenden Forschungen verwerten konnte.

Bis ins Greisenalter war Frau Zehnder-Stadlin geistig ungewöhnlich frisch geblieben. Zu ihrer Erholung betrieb sie immer noch philosophische und pädagogische Studien. Insbesondere versenkte sich die Greisin gern in Fichtes religiöse und philosophische Anschauungen. Noch in ihren letzten Lebensjahren machte sie sich schaffensfrendig an eine neue Arbeit über den Anschauungs- unterricht, doch der Tod kam und nahm ihr die Feder aus der Hand. Sie starb nach kurzer Krankheit am 26. Juni 1875.

Ein Blick auf dieses so arbeits- und segensreiche Leben lässt uns im Innersten die Wahrheit ihres Ausspruches empfinden: „Die wahre Bildung unterscheidet sich von der Scheinbildung aufs Bestimmteste dadurch, dass sie ein tief Innerliches ist; dass sie bei weit tiefern und grössern Ansprüchen auf geistige Entwicklung, auf Kenntnisse und Fertigkeiten, doch nie und nimmer diese Kenntnisse und Fertigkeiten als Ziel noch als ihren Massstab anerkennt, sondern einzig das dafür gelten lässt, was die Frau durch Wissen und Können ihrer Bestimmung gemäss *geworden* ist, also ihr ganzes *Sein* nach jeder Richtung hin. So dass mit unsrer Bildung auch der Wille und die Kraft wächst, mehr zu thun und zu tragen, — dass mit ihr sich entwickelt jedes Schöne und Freundliche, dass mit ihr Hand in Hand geht wahre Demut, grösserer Glauben, reinere Liebe.“

Pädagogischer Fragekasten.

Frage 1. Ist es wünschenswert für uns Lehrerinnen, dass auch Frauen in die Schulkommissionen gewählt werden können?

Frage 2. Warum legt man wohl in unsern Schulen nur beim *Französischen* Gewicht auf eine schöne Aussprache und nicht auch beim *Deutschen*, das doch als Muttersprache eigentlich das erste Anrecht hätte auf gute Behandlung?